

GESPRÄCH MIT PROFESSOR DR. GERHARD HELBIG

Dr. Gerhard Helbig (r. 1929) redoviti je profesor Sveučilišta u Leipzigu i jedan od vodećih njemačkih jezikoslovaca, poglavito u području teorijske lingvistike i podučavanja njemačkoga kao stranoga jezika. Objavio je niz monografija i radova o njemačkoj slovnici, teoriji valentnosti i padežnoj teoriji, povijesti jezikoslovlja te primjeni lingvistike u nastavi stranih jezika. U hrvatskih germanista cijenjen je i poznat među ostalim i kao suautor slovnice njemačkoga jezika za strance *Deutsche Grammatik — ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, koja je do 1993. doživjela 15 izdanja. Među važnije autorove radove svakako se ubrajaju i valencijski i distribucijski rječnik njemačkih glagola *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben* što ga je sastavio u suradnji s W. Schenkelom (8. izdanje 1991) te pregled povijesti novijega jezikoslovlja *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft* (6. izdanje 1983).

Krajem svibnja 1996. godine profesor Helbig boravio je u Zagrebu i održao nekoliko predavanja na Filozofskom fakultetu i u Goethe institutu. Tom prigodom ljubazno se odazvao našoj molbi za razgovor za *Strane jezike*.

* * *

Herr Professor, unter den kroatischen Germanisten und Deutschlehrern sind Sie in erster Linie als einer der Mitverfasser der Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer bekannt. Was hat Sie eigentlich angeregt, eine Grammatik für Ausländer zu verfassen? Sind Sie informiert, in welchen Ländern nach Ihrer Grammatik unterrichtet wird?

Das sind zwei Fragen. Die erste Frage ist ziemlich einfach zu beantworten. Die Anstöße für die Grammatik kamen eigentlich aus dem praktischen Deutschunterricht für Ausländer. Ich wie alle meine Kollegen sind damals Sprachlektoren gewesen. Wir haben die deutsche Sprache an Ausländer unterrichtet, und wir haben bemerkt, daß es zahlreiche Probleme und Fehler gab, die im Ausländerunterricht auftraten, die im Muttersprachunterricht selten vorkommen. Dafür fanden sich auch in den Grammatiken, d. h. den anderen Grammatiken, die vor allem für den Muttersprachunterricht geschrieben waren, keine Erklärungen. Zum Beispiel: die Verwendung des Artikels im Deutschen. Ich meine nicht die Frage *der, die* oder *das*, sondern die Frage *der, ein* oder *Null*, also bestimmter, unbestimmter oder Nullartikel, wo es zum Beispiel in slawischen Sprachen keine Entsprechungen gibt. Oder die Frage *haben* oder *sein* im Perfekt, wo es in anderen Sprachen oft nur ein Äquivalent gibt, die Verwendung der Zeiten generell, z. B. Perfekt und Präteritum, wo es im Englischen eher umgekehrt ist. Fehleranalysen waren letztlich der Anstoß für diese spezielle Grammatik für Ausländer.

Haben Sie Deutsch an Ausländer nur in der DDR unterrichtet?

Sowohl im Inland als auch im Ausland habe ich Deutsch unterrichtet: unter anderem ein Jahr in Bagdad als Lektor für deutsche Sprache in den sechziger Jahren, in meiner Jugend. Und in Kairo als Cheflektor am damaligen Kulturzentrum der DDR. Zu der anderen Frage, die Sie gestellt haben: Das ist für mich nur zu beurteilen auf Umwegen, z. B. wenn man zufällig mit Leuten bekannt ist, die das Land besucht haben, oder wenn man selbst die Verhältnisse in diesem Land kennt. Das ist der Fall z.B. in manchen Gebieten Frankreichs oder Spaniens. Oder auch in den Nachfahren des früheren Jugoslawiens, in Ländern wie z.B. Polen, auch der früheren Sowjetunion, wo die Grammatik vielfach als eines neben anderen Lehrmaterialien für die Germanistikausbildung benutzt wird, die ja sonst als Auslandsgermanistik betrieben wird, d. h. im Unterschied zu Binnengermanistik (in deutschsprachigen Ländern).

Als Germanist und Sprachwissenschaftler waren Sie in der ehemaligen DDR tätig. Können Sie die Entwicklung der Sprachwissenschaft in der DDR kurz umreißen? Hat der Staat irgendwelchen Druck auf die Sprachwissenschaft ausgeübt?

Natürlich hat der Staat in unterschiedlicher Weise und zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlicher Weise bestimmte Einflüsse ausgeübt. Die Einflüsse waren darauf gerichtet, die Sprachwissenschaft zu integrieren in die Gesamtheit der Gesellschaftswissenschaften und damit in die Ideologie der Gesellschaftswissenschaften. Das ist mit der Sprache nicht so einfach im Unterschied zur Literatur, zur Kunst oder zu den Wirtschaftswissenschaften, weil die Beziehungen zur Ideologie viel indirekter sind. Und innerhalb der Sprachwissenschaft gab es dann verschiedene Arten der Einflußnahme. Auf die Phonetik und Phonologie waren die Einflußnahmen natürlich relativ gering, weil es kaum Beziehungen zur Ideologie gab. Auf dem Gebiet der Lexik waren sie schon größer. Und auf Gebieten wie Soziolinguistik usw. waren sie noch größer. Man müßte eigentlich differenzieren. In der Grammatik, um auf dieses Gebiet wieder zurückzukommen, waren sie unterschiedlich. Das Beschäftigen mit der Grammatik galt schon an sich nicht zu den favorisierten Gegenständen in der DDR, weil es teilweise suspekt erschien und den Verdacht provozierte, daß man sich hinter einer »ideologiefreien« Wissenschaft zurückziehen wollte. Staatliche Einflüsse auf die Grammatik traten in verschiedener Weise bei der Auswahl des Sprachmaterials zutage. Da gab es bisweilen große Schwierigkeiten, auch in der Grammatik. Das Sprachmaterial sollte möglichst so sein, daß es die DDR-Gesellschaft widerspiegelt. Genau das war das Problem, wenn man andererseits darauf abzielte, daß die Grammatik im Ausland benützt wurde. Dort gab es dann natürlich, wenn man viel spezifisches DDR-Sprachmaterial brachte, Schwierigkeiten, lexikalische Schwierigkeiten. Mit bestimmten Wörtern (z. B. *Aspirantur*) oder bestimmten Einrichtungen, die es hier in der DDR gab und woanders nicht im deutschen Sprachraum, hatten die Ausländer Schwierigkeiten. Da mußte man allerdings einige Zugeständnisse machen, obwohl eigentlich das Beispielmateriale grammatisch völlig gleichgültig war (*Trabant* oder *Mercedes* als Beispiele).

Man hat aber trotzdem aus dieser Grammatik lernen können.

Insgesamt gab es in der DDR, wenn man über die Grammatik hinausgeht, natürlich Richtungen, die besonders stark ideologieträchtig waren. Das war die funktionale Grammatik der Potsdamer Schule. Sie hatte einen sehr starken Einfluß auf die Muttersprachgermanistik und die Lehrpläne, die Literaturangaben. Und andere Arbeiten, die dieser Schule nicht

nahestanden, wurden eher mit Argwohn betrachtet, wenn sie überhaupt benützt wurden. Unsere Grammatik z. B. kam in diesen Literaturangaben gar nicht vor. Auf der anderen Seite standen die generativen Grammatiker, an der Akademie und an einigen Universitäten, die umgekehrt stark international ausgerichtet waren. Zwischen der — ideologiebetonten und staatlich geförderten — funktionalen Grammatik und der — eher ideologiefernen und staatlich eher geduldeten als geförderten — generativen Grammatik spielten sich die meisten Auseinandersetzungen in der Sprachwissenschaft der ehemaligen DDR ab.

Seit der Wiedervereinigung Deutschlands sind schon einige Jahre vergangen. In den Medien kann man des öfteren sehen und hören, daß es in einigen Lebensbereichen noch etliche zu überwindenden Unterschiede gibt. Kann man etwas Ähnliches auch im sprachwissenschaftlichen und germanistischen Bereich beobachten? Wie ist die Kommunikation zwischen Germanisten in den alten und neuen Bundesländern?

Ja, die Unterschiede zwischen der Sprachwissenschaft an sich, zwischen den Vertretern der Germanistik beider Länder waren so erheblich nicht, von der Sache her. Ich spreche nicht davon, daß es keine persönlichen Beziehungen geben durfte, diese waren ja blockiert. Man hatte einige private Beziehungen, aber keine offiziellen Beziehungen. Wir durften ja wenig reisen, in die alte Bundesrepublik schon gar nicht, und deshalb waren persönliche Beziehungen nicht da. Aber durch die Kenntnisnahme von Literatur waren die Beziehungen schon da, und sie haben sich nach der Wende fortgesetzt, so daß heute kein Unterschied zu beobachten ist — wenn man überhaupt von Ost und West so noch sprechen darf, denn viele unserer Lehrstühle sind von Leuten aus dem Westen besetzt. Neulich habe ich gesehen, habe es als Witz empfunden, in der Zeitschrift *Germanistische Linguistik* steht: Wir haben einen neuen Mitarbeiter, Herausgeber, ein neues Gremiumsmitglied gefunden aus den neuen Bundesländern, nämlich Peter Eisenberg. Aber er kommt aus Hannover, war vorher Professor in West-Berlin. Also ist kein solcher Unterschied mehr da. Es ist Durchmischung eingetreten. Am deutlichsten ist die Durchmischung wahrscheinlich in dem einzigen Forschungsinstitut für deutsche Sprache, das es heute noch außeruniversitär gibt. Ich meine das Mannheimer Institut für deutsche Sprache. Nachdem das Institut der Berliner Akademie, das Zentralinstitut geschlossen wurde, sind zweiundzwanzig Mitarbeiter dort aufgenommen worden.

Alle?

Nicht alle. In Mannheim gab es selbst schon fünfzig Mitarbeiter. Es ist ja schon viel, zweiundzwanzig aufzunehmen. Dort haben sich die Leute sehr schnell integriert. Dort empfindet man — ich bin ja im Kuratorium des Instituts, kann es einigermaßen beurteilen — keinen Gegensatz mehr zwischen Ost und West, auch keine Kontroversen. Im Unterschied zu anderen Lebensgebieten. Im Unterschied auch zu unseren Universitäten, wo ja vielfach manche Leute aus dem Westen gekommen sind, die wir gar nicht wollten, die fast die dritte Garnitur waren. Die erste Garnitur hätten wir sowieso nicht finden können. Aber es ist die zweite, die wir gerne wollten. Das ist nicht immer gelungen. Da gibt es schon noch Differenzen. Wir fühlen uns natürlich nicht sehr wohl, wenn wir im Osten, z.T. noch viel weniger gute Zustände als im Mannheimer Institut haben. Aber was das Zusammenwachsen dieser beiden Teile Deutschlands anlangt, ich meine, im Bereich der Sprachwissenschaft, da gibt es keine Schwierigkeiten. Eine der ersten Begegnungen mit einem westdeutschen Germanisten, ohne daß ich es damals beabsichtigte, war eine Begegnung mit Herrn Stickel, dem jetzigen Direktor des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. Ich war damals

hier in Zagreb, Herr Žepić hat mich eingeladen. Im Rahmen eines Kontrastivprojekts Deutsch-Serbokroatisch war Herr Stickel zur gleichen Zeit hier in Zagreb. Und wir saßen uns plötzlich gegenüber. Ich habe mit Herrn Stickel dann in jüngerer Zeit darüber gesprochen. Er erinnert sich wie ich ganz genau an dieses Gespräch. Es war etwas ungewohnt, in der damaligen Zeit der politischen »Abgrenzung«.

Nachdem Kroatien ein unabhängiger Staat geworden ist, sind die Beziehungen zum deutschen Sprachraum intensiviert worden. Diese Entwicklung hat sich auf die kroatische Germanistik positiv ausgewirkt. An der Philosophischen Fakultät in Zagreb wurde die Zahl der Studienplätze für Germanisten erhöht, neue Lehrkräfte wurden aufgenommen. Lassen sich ähnliche Entwicklungen auch in ehemaligen sozialistischen Ländern Süd- und Osteuropas erkennen?

Ja, ich glaube schon. Aber nicht bei uns. Das schließe ich mal aus. Bei uns im Osten Deutschlands ist von einer Erweiterung der Germanistik nicht die Rede. Wir haben im Gegenteil viele Stellenkürzungen usw. hinnehmen müssen. Aber in den meisten osteuropäischen Ländern, soweit ich sehe, ist der Zustrom zur Germanistik größer geworden. Das hängt auch ein bißchen mit den Lehrplänen in den Schulen zusammen, in Gymnasien vor allem, wo früher in den osteuropäischen Staaten ja Russisch erste obligatorische Fremdsprache war. Das ist vorbei. Die Schüler wählen sich andere Sprachen. Sie wählen sich natürlich mehr Deutsch als osteuropäische Sprachen. Und es gibt in einigen Ländern — Polen, Ungarn kenne ich z.B. — sogar organisierte — ich sage es etwas flott — »Umschulungsmaßnahmen« für ehemalige Russischlehrer. Und es gibt auch postgraduale Ausbildung, richtig universitär. Also die Verbreitung der deutschen Sprache hat dort gewonnen. Anderswo verliert sie vielleicht, aber dort hat sie gewonnen.

Durch die sprunghafte Entwicklung der Technologie, vor allem im Medien- und EDV-Bereich ist Englisch weltweit zur Sprache der internationalen Kommunikation geworden. Wie wirkt sich das auf den Stellenwert des Deutschen im nichtdeutschsprachigen Ausland aus?

Ja, es ist sicher verfehlt anzunehmen, daß das Deutsche jemals die gleiche Bedeutung hat, wie sie das Englische hat. Wir sind Germanisten, von daher stehen wir schon der deutschen Sprache näher als vielleicht andere. Wir schreiben die Publikationen als Germanisten zumeist deutsch. Aber in anderen Bereichen, etwa den Naturwissenschaften, da gibt es schwerwiegende Tendenzen, daß auch die deutschen Wissenschaftler ihre Publikationen in englischer Sprache schreiben, um mehr verstanden und mehr gelesen zu werden. Es ist sicher unausweichlich, daß sich in der Wirtschaft, vor allem in der internationalen Kommunikation das Englische weiter durchsetzt. Es gibt aber Bereiche, in denen das Deutsche als Kultur- und Wissenschaftssprache, auch als Fachsprache in bestimmten Bereichen, seine Bedeutung keinesfalls eingebüßt hat. Es gibt in der Vergangenheit viele Publikationen im Deutschen. Denken Sie nur an die deutsche Literatur, die deutsche Philosophie, so daß der Drang, Deutsch zu lernen und auf diese Art und Weise sich auch diese Dinge in der Originalsprache zu erschließen, nicht abgenommen hat. Also das Deutsche — bei aller Dominanz des Englischen — bewahrt schon bestimmte Bereiche, glaube ich. Das gilt natürlich auch für die Wirtschaft, für bestimmte Bereiche der Wirtschaft, den Handel usw. Aber im allgemeinen — würde ich sagen — kann Deutsch mit dem Englischen nicht konkurrieren.

Der australische Germanist Clyne hat die These aufgestellt, Deutsch sei eine plurizentrische Sprache. In neuerer Zeit konnte man in den deutschsprachigen Ländern beobachten, daß— wenn wir uns einer Metapher aus der Physik bedienen— die zentrifugale Tendenzen in Hinsicht auf eine Emanzipierung vom sog. BRD- Deutschen deutlich zugenommen haben. So setzt sich z.B. ein Grazer Germanist für die Bezeichnung Österreichisch ein, wenn es die österreichische Varietät des Deutschen zu bezeichnen gilt. Wie ist Ihre Einstellung zu diesen Tendenzen? Ist es vorstellbar, daß die Germanistik in der Zukunft an einen Punkt gelangt, wo sie in Teutonistik, Germanohelvetistik und Austriazistik zerfällt?

Diese Vorstellungen kenne ich ganz gut. Sie haben eine Geschichte. Dafür steht noch der Name Hugo Moser, als man früher gesagt hat, es gebe nur ein Standarddeutsch. Das werde in der Bundesrepublik Deutschland gesprochen. Und dann gebe es drei Varianten, die aber eben nicht Standard sind. Die eine werde in Österreich gesprochen, die andere in der Schweiz — das ist schon ein Problem, weil die Schweiz ja mehrsprachig ist — und die dritte Variante werde in der DDR gesprochen. Ich glaube, diese These wird von den meisten deutschen Linguisten heute nicht mehr vertreten. Peter von Polenz und andere haben schon vor Jahren gesagt — einmal auf einer Deutschlehrertagung, auf einem internationalen Podiumsgespräch — es gibt drei, bzw. vier gleichwertige Varianten, als die DDR noch existierte. Natürlich gibt es diese Varianten. Sie unterscheiden sich viel mehr im Wortschatz, zum Teil auch in der Grammatik und in der Phonetik sowieso. Die Phonetik wird allerdings überlagert durch dialektale Unterschiede, so daß man sagen kann, der Unterschied besteht weniger zwischen Ost und West als vielmehr zwischen Nord und Süd. Mit dieser geographischen Tatsache hat die Politik erst einmal absolut gar nicht zu tun. Es hat aber etwas mit Politik zu tun, wenn sich die kleineren Gebiete des deutschsprachigen Raums — eben die Österreicher und Schweizer — von der Sprache her auf ihre Selbständigkeit besinnen und wenn dann — diesmal von den Österreichern fordernd gesagt wird: Wieso schreibt ihr in euren deutschen Grammatiken — das betrifft durchaus nicht nur unsere Grammatik — daß das Perfekt gebildet wird *ich habe dort gestanden* und nicht *ich bin dort gestanden*. Das ist ja funktional gleichwertig. Und damit taucht in der Tat das Problem auf, wie man auch in der Schweiz einen Ausweg bei der grammatischen Beschreibung findet, bei der die Dialektfrage noch eine Rolle spielt. In Österreich gibt es ohnehin eine Kontroverse zwischen zwei Richtungen schon seit langem. Die einen sagen, es gibt ein österreichisches Deutsch, und die anderen sagen, es gibt kein österreichisches Deutsch. Die Entscheidung möchte ich natürlich den Österreichern überlassen. Es ist klar, daß es Unterschiede gibt. Aber ich bin mir nicht sicher, ob diese Unterschiede, die z.B. im grammatischen Bereich immer aufgezählt werden, ob diese Unterschiede es rechtfertigen, von einem Österreichischen zu sprechen. Es kann sich zeigen — bei einigen Dingen hat man den Verdacht — daß davon einige Dinge genauso im Bayrischen vorkommen, also oberdeutsch sind und damit gar nicht nur österreichisch, und andere Dinge gar nicht gesamtösterreichisch sind, z. B. wienerisch sind, nicht steirisch, tirolerisch. Es handelt sich also um eine Verallgemeinerung, die teils zutrifft und teils vielleicht gar nicht so vorgenommen werden kann. All das möchte ich nicht bewerten, das sollen die österreichischen Germanisten in erster Linie unter sich selbst entscheiden.

Voriges Jahr gab es in der deutschen Öffentlichkeit heftige Diskussionen zur Rechtschreibreform. Sind Sie der Meinung, daß die deutsche Orthographie einer Reform bedürfte?

Die Diskussionen sind eigentlich sehr alt. Wenn ich zurückdenke, hatten wir schon in den fünfziger Jahren einige Vorschläge, und die waren fast spruchreif. Sie sind dann vor

allem an den politischen Gegebenheiten damals gescheitert. Es mußte ja immer eine Rechtschreibereform sein, die alle deutschsprachigen Länder betrifft. Und dann war es eine Zeitlang ruhig, obwohl bestimmte Gremien immer daran gearbeitet haben. Die deutsche Rechtschreibung enthält tatsächlich manche Unsinnigkeiten: z.B. ist *radfahren* klein und zusammen zu schreiben, *Auto fahren* groß und auseinander, und so ähnliches. Es sind in der deutschen Rechtschreibung aber auch vernünftige Dinge kodiert, über die man streiten kann, ob es sinnvoll ist, sie zu beseitigen.

Zum Beispiel?

Der Richter konnte ihn nicht freisprechen. Der Anklager hat frei gesprochen. Also getrennt oder zusammen. Solche Dinge haben manchmal Sinn gehabt. Oder die Unterscheidung zwischen *das* als Relativpronomen, Artikel und *daß* als Konjunktion, obwohl bestimmte historische Bezüge natürlich bestehen. Die Schwierigkeiten der deutschen Rechtschreibung sind generell darauf zurückzuführen, daß mehrere Prinzipien wirksam sind, die sich nicht decken, sondern teilweise gegenläufig sind. Es gibt ein historisches — etymologisches — Prinzip, dann gibt es natürlich das phonetische Prinzip, dann gibt es das logische Prinzip u. a., während es bei der englischen Rechtschreibung nur ein Prinzip — das historische — gibt. Verschiedene Prinzipien machen die Dinge schwierig und führen zu solchen Komplikationen. Und da hatten sich dann in den letzten zwei Jahrzehnten Arbeitsgruppen gebildet, von den vier und dann drei deutschsprachigen Ländern. Man hat linguistisch versucht, zu prüfen, was man machen und was nicht machen kann. Sie haben Vorschläge erarbeitet, die ziemlich weit gegangen sind. Unter anderem auch — das ist heute lange vom Tisch — bis hin zur gemäßigten Kleinschreibung. Vielen war und ist die Großschreibung im Deutschen ein Stein des Anstoßes. Wir sind ja nun fast die einzige Sprache, die die Großschreibung noch hat. Natürlich stand es auf der Tagesordnung, zu fragen: müssen wir oder müssen wir sie nicht haben? Ist sie sinnvoll? Und die gemäßigte Kleinschreibung hat auch einige Probleme: Wenn man z.B. *das lutherische Glaubensbekenntnis nach wie vor kleinschreibt* und die *Lutherische Bibelübersetzung groß*, weil »Luther« im zweiten Fall ein Eigenname ist und im ersten Fall eine Gattungsbezeichnung, bleiben einige Schwierigkeiten. Wenn man *Tisch* und *Baum* und *Stein* großschreibt, ist das schließlich nicht das schwierigste Problem. Das kann man ziemlich leicht lernen, aber die Schwierigkeiten werden mit einer gemäßigten Kleinschreibung nicht so einfach beseitigt. Man hat aber ohnehin davon den Abstand genommen — weniger aus linguistischen als vielmehr aus ökonomischen Gründen. Die Sprachwissenschaftler haben einiges vorgelegt und sind zumeist von den Politikern zurückgehalten und »zurückgepfiffen« worden, so daß am Ende nun ein Resultat herausgekommen ist, von dem manche sagen, es ist keine Reform, sondern ein »Reförmchen«. Also eine Reform mit im Grunde relativ wenigen Veränderungen. Das betrifft die Schreibung von Fremdwörtern, die Zusammen- oder Getrenntschreibung. Die *ß*- oder *ss*-Schreibung — nach langem bzw. kurzem Vokal — also *Bu:ße*, aber *muß*. Dabei werden die Schweizer noch lange kein *ß* einführen. Nach allem Hin und Her war man schon sehr nahe daran, dann stockte es im vorigen Jahr, weil die deutschen Ministerpräsidenten zustimmen mußten. Sie haben nicht so ohne weiteres zugestimmt. Und es hat noch einmal Probleme gegeben, nachdem die Schweiz und Österreich schon offiziell zugestimmt hatten. Aber nun scheint es wohl wirklich nur eine formale Frage zu sein, daß die Reform in Kraft tritt, aber mit einer bestimmten Übergangszeit und auch in verschiedenen Fällen — darüber kann man streiten, ob es gut oder richtig ist — mit der Erlaubnis einer Zweifachschreibung — etwa bei Fremdwörtern. Aber der Duden — bisher die oberste Instanz für die deutsche Rechtschreibung — zeigte schon in dem eine gewisse Liberalisierung. Und diese Liberalisierung setzt sich jetzt fort.

Wir nähern uns der Jahrtausendwende. Die zeitgenössische Sprachwissenschaft ist zu einem breit angelegten, fast unüberschaubaren Wissenschaftsgebiet geworden. Auf der einen Seite gibt es in der Sprachwissenschaft starke Formalisierungstendenzen, auf der anderen hingegen wird versucht, die traditionell sprachwissenschaftlichen Fragestellungen durch die Kommunikation mit anderen Wissenschaften zu thematisieren. Ist es berechtigt zu behaupten, daß die Fachsprache der Sprachwissenschaft in Fachvarietäten, die sich voneinander bis zur Unverständlichkeit entfernen würden, zerfallen wird, oder daß man in der Zukunft auf eine Standardsprache der Sprachwissenschaft hoffen kann?

Das sind eigentlich zwei Fragen. Die eine Frage ist die Frage nach der Formalisierung. Und die andere Frage ist die nach einer einheitlichen Sprachwissenschaft. Was die Formalisierung anlangt, da hat es natürlich schon immer mal wieder — manchmal mehr, manchmal weniger — Streit gegeben: Ist die Formalisierung ein Maßstab für die Erklärungskraft einer Theorie und damit auch einer sprachwissenschaftlichen Theorie? Es gibt die Auffassung, daß jede Wissenschaft umso mehr Wissenschaft ist, je mehr sie in der Lage ist, sich der Mathematik zu bedienen. Es spricht in der Tat vieles dafür, daß jede Wissenschaft im Zug ihrer Entwicklung zunehmend ihre eigene Wissenschaftssprache entwickelt, mit Elementen — ich sage es ganz vorsichtig — aus der Mathematik, der Semiotik, und auf diese Weise stärker mit Formalisierungen arbeitet. Die Frage ist aber, ob das der eigentliche Grund für die Erklärungskraft einer Theorie ist. Das glaube ich nicht, denn es gibt natürlich bestimmte Dinge in der Sprachwissenschaft, über die man noch weniger weiß, und andere Dinge, über die man viel weiß. Wenn man formalisieren kann, hat man schon ein solides Wissensfundament. Auf anderen Gebieten dagegen wissen wir ja wenig. Die Frage ist, ob man diese Wissenschaftsteile, von denen wir wenig wissen, deshalb aus dem Gegenstand der Wissenschaft ausklammern sollte. Ich glaube, das ist bedenklich. Dann würde man den Gegenstand der Wissenschaft verengen, indem man aus ihr nur das beschreibt, was — schon — formalisierbar ist, und das andere würde nicht Gegenstand der Wissenschaft sein. Das andere wird später auch einmal formalisierbar werden. Wenn man also zwei Darstellungen hat, eine formalisierte und eine nicht-formalisierte, dürfte wohl eine formalisierte Darstellung schon ein Erkenntnisfortschritt gegenüber einer nicht-formalisierten sein. Da sind die Wissensbestände so klar, daß man sie formalisieren kann. Das bedeutet aber auf der anderen Seite nicht, daß man eine einheitliche Sprachwissenschaft hat. Einheitliche Sprachwissenschaft würde voraussetzen eine einheitliche Theorie und auch Terminologie. Ich weiß nicht, ob man das wollen kann. Es gibt natürlich innerhalb der einzelnen Theorien bestimmte Begriffe, die nur im Verhältnis zu dieser Theorie definierbar sind. Ich habe früher einmal ein kleines linguistisches Wörterbuch für die Zeitschrift *Deutsch als Fremdsprache* geschrieben. Ein Begriff wie Bedeutung oder Funktion muß dabei unterschiedlich definiert werden — abhängig von der jeweiligen Theorie. Man kann ja niemals eine einheitliche Theorie dekretieren. Die Terminologie hängt von der Theorie ab, und es wird immer unterschiedliche Theorien geben. Der Unterschied der Theorien bewirkt auch Fortschritt. Wenn wir nur Teile verschiedener Theorien und verschiedener Ansätze amalgamieren, so würden wir den Eindruck erwecken, als wüßten wir alles schon. Wir wissen aber noch sehr wenig. In anderen Bereichen wie der Physik — z. B. Atomphysik, Atommodell — sind ja auch verschiedene Theorien da gewesen, um diese Dinge zu erklären. Die verschiedenen Theorien dienen hier wie dort in komplementärer Weise zur Erklärung eines komplexen Objektsbereichs. Ein Objektsbereich kann besser von der Theorie A und ein anderer Objektbereich besser von der Theorie B beschrieben werden. Man soll diese Vorteile nützen, man darf sie nicht verspielen.

Im Rahmen Ihrer sprachwissenschaftlichen Tätigkeit haben Sie sich auch mit der Geschichte der Sprachwissenschaft beschäftigt. In dieser Geschichte gab es immer dominante Theorien und weniger dominante. Was ist heute »in« in der deutschen, bzw. germanistischen Sprachwissenschaft?

Es gibt natürlich jetzt wie vor verschiedene Richtungen. Der Hauptstreit wird ausgefochten zwischen den Richtungen, die stärker kommunikativ-pragmatisch ausgerichtet sind — oder global wie man vielfach sagt — und den anderen, die mehr modularistisch ausgerichtet sind, d.h. die verschiedene Gegenstandsbereiche für sich beschreiben wollen und das Ganze aus einzelnen Modulen zusammensetzen wollen: also die Syntax relativ autonom, die Semantik relativ autonom, aber jeweils in Interaktion miteinander. Das zuletzt genannte Konzept mündet ein in die große Richtung der kognitiven Linguistik, die ja eigentlich in der generativen Grammatik schon vorgebildet war, in der Weise, daß man sagte, die Sprachwissenschaft hat nicht nur die Aufgabe, die externe Sprache, die sich in Texten darbietet, zu beschreiben, sondern vielmehr und sogar primär, die interne Sprache, d.h. das Wissen des Sprechers über seine Sprache, das implizite Wissen. Und das führt die Sprachwissenschaft natürlich in enge Beziehungen zur Psychologie. Sprache als mentales Kenntnissystem neben anderen mentalen Kenntnissystemen, neben anderen Modulen — ein Modul der konzeptuellen Verarbeitung, ein Modul der Wahrnehmung, also mentale Prozesse. Auf diese Weise bewegt sich die Sprachwissenschaft in ein interdisziplinäres Bezugsfeld hinein, als ein mentales Kenntnissystem neben anderen. Ob man dann so weit gehen muß, zu sagen — was einige Vertreter ja tun — die Sprachwissenschaft sei ein Teil der Psychologie — das ist u. E. eine andere Frage. Ich glaube schon, daß es nicht ganz dasselbe ist, wenn man die Sprache abbildet als Linguistik, oder als subjektive Grammatik, als subjektives Lexikon, das ein Sprecher hat. Die Sprecher haben immer ein individuell unterschiedliches subjektives Lexikon sowie eine subjektive — mentale — Grammatik. Das sind offenbar zwei Dinge. Chomsky hat das ein bißchen zusammengebracht. Ob diese linguistische Grammatik und die psychologische Grammatik unbedingt identisch sein müssen, ob man dieses Postulat stellen sollte, ist andere Frage. Manche andere haben dann wieder von einem psycholinguistischen Trugschluß gesprochen, wenn man eine solche Identität annimmt, denn die Linguisten machen Produktgrammatiken, bilden also die Sprache ab, in ihren Regeln, und den Psycholinguisten geht es um eine Prozeßgrammatik. Letztere sagen etwas darüber aus, wie man Grammatiken erwirbt und verwendet. Sie bilden also nicht die Sprachkenntnis ab, sondern die Verwendung. Die Frage nach der Verwendung und nach dem Erwerb setzt bis zu einem hohen Grad das Wissen voraus, was die Sprachkenntnis ist.

Und zum Schluß noch eine biographische Frage. Wie sind Ihre Beziehungen zu den kroatischen Germanisten? Haben Sie eine Botschaft an kroatische Germanisten und DaF-Lehrer?

Die zweite Frage beantworte ich zuerst. Natürlich habe ich eine Botschaft, denn es würde mich sehr freuen, wenn die kroatischen Germanisten und andere Germanisten auch den Schwung, den sie im Moment von außen her verspüren durch die Förderung des Deutschen, auch durch einen gewissen Zuwachs von Mitarbeitern an germanistischen Instituten, nützen könnten. Vorteile haben sich ergeben durch die Aufhebung bestimmter Restriktionen — z.B. Literaturbeschaffung, Kontakte zu den deutschsprachigen Ländern. Sie sollten tatsächlich in Kroatien in der Lehre, aber damit verbunden auch in der Forschung aus diesem Vorteil, und dazu noch aus der Situation einer günstigen Außenperspektive auf

das Deutsche sehr viel Kapital für die Germanistik und für sich selber daraus schlagen können. In mancher Hinsicht ist die Situation — ich habe es vorhin angedeutet — ein bißchen anders als bei uns. Bei uns gibt es zwar viele Germanistikstudenten, aber die Lehrstellen sind zusammengeschnitten worden. Manches ist kaputtgegangen, z.B. die Verlage. Es sind relativ wenige Bücher und Zeitschriften übriggeblieben, die von den westlichen Verlagen übernommen worden sind. Das ist bis zu einem bestimmten Grade auch verständlich. Es gab ja Doppelentwicklungen, und die westlichen Verlage haben ihre eigenen Produkte gehabt — und in viel größerer Zahl — sie werden ja nicht die eigene Konkurrenz fördern.

Auf Grund meiner Vergangenheit muß ich sagen — wenn ich von Beziehungen zu den kroatischen Germanisten spreche, ich habe natürlich mit Herrn Žepić schon lange gute Kontakte gehabt — daß ich sie immer habe sehen müssen im Kontext der früheren jugoslawischen Germanistik. Ich bin, um ganz biographisch zu bleiben, im früheren Jugoslawien vier oder fünfmal gewesen. Das erste Mal in den sechziger Jahren, da gab es, wie bei den anderen Ostblockländern auch, in der Sommerzeit für jugoslawische Deutschlehrer und Germanisten aus allen Republiken damals Weiterbildungslehrgänge. Wir wurden hinausgeschickt, um diese Weiterbildungslehrgänge zu betreuen. In diesem Kontext war ich einmal in Jajce und zweimal in Ljubljana. Und dann war ich auch an mehreren Universitäten — in Zagreb, in Belgrad, in Novi Sad und in Sarajevo. Im Vergleich mit den anderen Republiken des ehemaligen Jugoslawiens haben Sie bei allen Schwierigkeiten, die Sie in den letzten Jahren gehabt haben, noch relativ viel Glück in Kroatien gehabt. Ich denke z.B. an Herrn Đorđević in Sarajevo, er ist in Mannheim mit seiner Frau. Und die Belgrader Germanisten sagen auch nicht viel Gutes. Frau Mrazović aus Novi Sad, die schon oft früher in Leipzig gewesen war, die ich sehr gut kenne, ist nun zwar in der Rente, aber nicht in Novi Sad, sondern in Ungarn. Also kann ich Sie und auch die slowenischen Kollegen, trotz allem, nur beglückwünschen und Ihnen wünschen, daß Sie diese Vorteile nutzen, den Schwung. Man kann Traditionen schnell zerschlagen, aber kann sie nicht so schnell wiederaufbauen. Jetzt war ich auch in der Stadt, habe einen sehr guten Eindruck gewonnen, als sei nichts passiert. Man fühlt sich wie in Österreich, wie z.B. in Graz, wo ich mehrere Male als Gastprofessor war. Man sieht keine Spuren vom Krieg in der Stadt.

Ich bedanke mich herzlich für das Gespräch und wünsche Ihnen noch einen schönen Aufenthalt hier in Kroatien.

Razgovarao Velimir Piškorec